Zeitschrift: Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft Bern

Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern

Band: 60 (1997)

Artikel: Die Rückgewinnung der Mitte : Gedanken zu Ort, Zentrum und Identifikation im Hinblick auf die Langsamverkehrs-Stadt

Autor: Boesch, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-960424

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Rückgewinnung der Mitte

Gedanken zu Ort, Zentrum und Identifikation im Hinblick auf die Langsamverkehrs-Stadt

HANS BOESCH

1. Klein- und Grossquartiere in der Langsamverkehrs-Stadt

Im Rahmen des Nationalen Forschungsprogramms NFP 25 ist die Studie *«Die Langsamverkehrs-Stadt. Bedeutung, Attraktion und Akzeptanz der Fussgängeranlagen. Eine Systemanalyse»* erarbeitet worden (BOESCH, 1993). Darin wird vorgeschlagen, die vorhandenen, mehr oder weniger wuchernden Stadtgebilde in fussgängerfreundliche Klein- und Grossquartiere einzuteilen.

Die Kleinquartiere mit ihren Kleinzentren – samt den Konsumangeboten für den täglichen Bedarf – hätten dabei Durchmesser von nicht wesentlich mehr als 600 Meter aufzuweisen. Der Gang zum quartiereigenen Zentrum würde im ungünstigen Fall kaum mehr als fünf Minuten dauern. Das heisst, er wäre auch alten Leuten, Müttern mit Kleinkindern und selbst leicht Gehbehinderten zuzumuten. Die Infrastruktur und die Verkehrsangebote wären auf diese Benutzerkategorien und ihren täglichen Bedarf hin abzustimmen.

Ein solches Kleinquartier soll eigene Kindergärten, Schulen der Unterstufe, Läden, Restaurants, Drogerie, Wäscherei, Möglichkeiten der Naherholung, Tram- und Bushalte aufweisen.

Zwei bis vier Kleinquartiere würden sich zu einem Grossquartier mit einem Gesamt-Durchmesser in der Grössenordnung von einem bis etwa anderthalb Kilometern zusammenschliessen.

Das zugehörige Grossquartierzentrum wäre in höchstens zehn bis zwölf Minuten von überall her erreichbar und hätte einem Konsumangebot für den längerfristigen, zumindest aber für den wöchentlichen Bedarf zu genügen. Entsprechend den gegenüber dem Kleinquartier um eine Stufe höheren Ansprüchen sollten quartiereigene Sekundarschulen, Bahn- oder Schnellbahnstationen, Saalbauten, Hotels und Apotheken vorhanden sein.

Beide hier genannten Quartiertypen dürfen nicht isoliert und abgehoben

von den Gegebenheiten der bestehenden Stadt betrachtet werden. Sie sind zwar ihrer Versorgungsstufe entsprechend möglichst autonom auszugestalten; doch ist zu beachten, dass in bereits bestehenden Stadtbereichen der vorherrschende, eigene Quartiercharakter nicht nur zu tolerieren, sondern nachhaltig zu stützen ist. Die Rückgewinnung eines menschenwürdigen Wohnumfeldes soll sanft und beharrlich, keinesfalls stur schematisch erfolgen. (Übrigens: die vorgeschlagenen Konzepte sind keineswegs neu erfunden. Schon ABERCROMBIE, auch CAROL & WERNER (1949) haben ähnliche Vorschläge gemacht. In: MOHOLY-NAGY, 1970: 265.)

Die Miniatur ist ein Fundort der Grösse.

(BACHELARD, 1975: 185)

Die Studie «Langsamverkehrs-Stadt» war als Systemanalyse angelegt. Daher war es nicht möglich, alle hinter dem Konzept stehenden grundsätzlichen Gedanken näher darzulegen. Die angestrebten Verkehrsberuhigungen und Entlastungen, die damit zusammenhängenden und zu erwartenden geringeren Emissionen und Beeinträchtigungen, die reduzierten Unfallgefahren sowie die für das Verkaufsgewerbe erhöhte Attraktivität konnten nur gestreift werden. Sozial- und umweltpsychologische sowie kulturanthropologische Aspekte, die für die Stadt und für ein Zusammenleben in der Stadt von zentraler Bedeutung sind, wurden ausgeklammert.

Darauf wird hier aufmerksam gemacht. Dabei wird nicht der Anspruch erhoben, die verschiedenen Aspekte fachspezifisch souverän und erschöpfend darzulegen. Vielmehr nimmt sich der Autor als Schriftsteller und interessierter Laie die Freiheit, auf ein paar Umstände hinzuweisen, die ihn des Überdenkens wert scheinen und die seiner Meinung nach im städtischen Zusammenleben und somit auch in den Fachbereichen Stadtgeographie und Städtebau von einiger Bedeutung sein könnten.

2. Ausgehend vom Kern

Ausgehend vom innersten Ort, dem Ort der Geborgenheit und Wärme, der paradiesischen Oase des Schosses, erfahren wir die Welt. Gleich dem Keim einer Zwiebel brechen wir Hülle um Hülle auf: erst Schoss und Schlaf, dann Bett, Kammer, Haus, schliesslich Dorf und Stadt, Land und Kontinent.

Und so, wie wir die Hüllen eine nach der andern aufbrechen und ausbrechen aus ihnen, im Laufe des Lebens – oder im Laufe eines Tages –, genau so kehren wir wieder zurück in sie, und zwar möglichst nah zum Ausgangspunkt. Möglichst nah, das heisst nicht, dass wir diesen Ausgangspunkt, unsern Ursprung, je wieder erreichen; doch es bleibt die Sehnsucht nach ihm. Es ist die alte und immer wieder neue Sehnsucht nach dem «gelobten Land», nach dem «verlorenen Paradies»; es ist die Sehnsucht, die ganze Völker in Unruhe versetzt, und es ist, nüchtern und im alltäglichen Bezug betrachtet, unsere je eigene und persönliche Sehnsucht nach einem Ort, der uns aufnimmt, der uns zurücknimmt, der uns schützt und der uns gewiss und eines ist: Refugium (Boesch, 1980; Renggli, 1976:32).

Der Uterus ist unser erstes Haus, die Mutter unser erster Garten, das Heim unser erstes All.

(Boesch, 1996)

Das Bedürfnis nach einem persönlichen Refugium ist ein Urbedürfnis. Weil es nicht nur Verweilen, sondern auch Ruhe und Entspannung meint, wird es um so mehr an Bedeutung gewinnen, je lauter und schneller die Welt wird. Dort, wo dieses Bedürfnis verneint oder lächerlich gemacht wird, werden die Betroffenen krank. Ganz gleich, ob ihnen die schützende Nische aus wirtschaftlichen, ideologischen oder ästhetischen Erwägungen vorenthalten wird, sie leiden am Entzug, sie fühlen sich ausgesetzt und werden dem sozialen und physischen Umfeld, dem «Leben», entfremdet.

3. Ort und Un-Ort

Ganz gleich, wo die Vertikale stand: sie wurde als Achse des Kosmos verstanden. Daher konnte jeder Ort zum Zentrum der Welt werden. Und aus diesem Grund war die Heimat, der Heimatort, bis in die neueste Zeit auch Zentrum der Welt für die dort Beheimateten (ELIADE, 1990). Die Vertikale konnte in der Realität ein Stein, ein Baum, eine Bergspitze, ein Zikkurat, ein Kirchturm sein – in jedem Fall ging die Entdeckung und die Erfahrung der Welt von diesem zentralen Ort aus. Um diese Achse drehte sich alles; sie war der körperlich-sinnlich fassbare Halt im Ewig-Bewegten, im Veränderlichen, Unfasslichen, im Chaos. Der Haltsuchende identifizierte sich mit ihr; und weil sie eine Erhebung, eine Spitze war, konnte er sich daraufhin ausrichten, konnte er sich mit ihrer Hilfe orientieren und in der Welt zurechtfinden.

(Ob Turm zu Babel oder Matterhorn, ob heilig oder profan, Identifikation mit aussergewöhnlichen Erhebungen findet statt. Das kann noch heute an der Pyramide über Zermatt demonstriert werden. Wobei derjenige, der sich mit dem Berg wohlig-heimatlich identifiziert, sich keinen Deut drum kümmert, ob die Hälfte oder nur ein Fünftel der Felsmasse «fremdländisch» sei. Übrigens: das Wort «Ort» kommt von «Spitze», es meint ursprünglich auch «Anfangs- oder Endpunkt». Siehe in geographischen Namen; auch noch im bergmännischen «vor Ort» = Stollenende enthalten; vgl. z.B. Wahrig: Deutsches Wörterbuch).

Im Schnittpunkt der Achsen Nord-Süd und Ost-West steht aufgerichtet die Vertikale, der Weltenbaum: das war seit je «der Ort».

(BOESCH, 1996)

Was heute Stadtquartier ist, war früher meist Aussengemeinde, also eigener Ort, eigenes Zentrum. Doch dort, wo der Kirchturm dominierte, wo die Gasthäuser und Läden um den Dorfplatz standen, stehen jetzt klobige, monströse Glaspaläste, monotone Fassaden, oder dehnen sich Parkieranlagen. Das ehemalige Gemeinde-Zentrum wurde verwüstet, ausgehöhlt, ausgelöscht.

Dadurch ging nicht nur die Möglichkeit zur Identitifikation mit dem «Ort» – der einmal zum Stadtquartier geworden war – sondern es ging auch die Bedeutung, der «Sinn» des Ortes selbst, des sozusagen «rein persönlichen Ortes der intimen Bindungen», verloren. Der Ort wurde zum Un-Ort. Mit «ihrem» Zentrum nahm man den Einwohnern den notwendigen räumlichen und sinnlichen, den sinnlich wahrnehmbaren Halt. Ohne Rückhalt

aber wird das Leben zur Rutschpartie in die Gleichförmigkeit.

Die Stadt hat wohl meist ihr «Gross»-Zentrum, sei es eine einigermassen erhaltene Altstadt, sei es eine neue City, eine «Bahnhofstrasse» oder einen Central Business District; aber der grosse weite Rest der Stadt bleibt ohne zusätzliche ausgeprägte und prägende Subzentren monoton.

Man hat für diese charakterlos gewordene Stadt die verschiedensten Bilder gefunden: Siedlungsbrei, Krake, Krebsgeschwür, Rührei (im Gegensatz zum unbeschädigten «Ei» der alten Städte, nach MÖNNINGER, 1993), Raster, Teppichstadt, Labyrinth, Chaos, Moloch, usw. Wie sich zeigt, sind die Bilder durchaus nicht Ausdruck des Vergnügens und der Vertrautheit.

Zwar wurde versucht, durch neue und ausgeprägte Hauptachsen und Rasterungen die Übersicht zurückzugewinnen (BACON, 1968). Mit fragwürdigem Ergebnis. Sowohl die Abmessungen der Strassenzüge wie auch die begleitenden, monströsen Baukuben längs dieser Verkehrsachsen vermögen nicht zu befriedigen. Vom Fahrzeug aus ist der ästhetische Aspekt der Anordnungen und Bauten ohnehin kaum zu erfassen, für den Fussgänger wiederum sind die Distanzen viel zu gross; er ist verloren in den Wüsteneien aus Asphalt, Glas und Beton. Er fühlt sich überwältigt, vergewaltigt.

Die vorgeschlagenen Grobstrukturen schrecken ab. Es eignet ihnen bestenfalls die Exotik und die Erotik eines Kassenschranks. Jede Vertrautheit wird verdrängt. Ohne Vertrautheit aber ist ein Heimischwerden ausgeschlossen. Das Umfeld bleibt fremd; der Mensch bleibt fremd.

4. Das Refugium

Wir leben in einer Welt der Entfremdungen (Boesch, 1993). Um die Stadt menschenfreundlich werden zu lassen, muss das, was den «Ort» ausmacht, muss das Zentrierende und der Halt wieder gefunden, muss das Vertraute und Vertrauen-vermittelnde gefördert werden. Was wir brauchen ist: ein Refugium.

Vorerst ist nicht einsehbar, weshalb dem Refugium besondere Bedeutung beizumessen sei, nachdem die Zeitgenossen sich so lustvoll als moderne Nomaden gebärden.

Doch erstens ist zu beachten, dass gerade auch die Unwohnlichkeit und Unattraktivität der modernen Geschäftsstadt diese Zeitgenossen nach draussen treibt. Zweitens pflegen und schätzen durchaus nicht alle Bevölkerungsgruppen den regions- und grenzüberschreitenden Nomadismus in gleichem Mass; besonders das Kind braucht ein heimatlich-vertrautes Umfeld, wie die Umfragen bei Schriftstellern bestätigen und wie die Kinderpsychologen immer wieder fordern. Und drittens ist zu beachten, dass jede Aktion eine Reaktion zur Folge hat; im vorliegenden Fall würde die Reaktion darin bestehen, dass auf die allgemeine Bewegungs-Euphorie eine entsprechendes Bedürfnis nach Ruhe und Geborgenheit folgen müsste. Je weiter, je öfter und länger der Fahrende sich von seinem (einstmals) vertrauten «Ort» entfernt, um so deutlicher wächst die Sehnsucht danach. Jede Odyssee möchte in Penelopes Armen enden (Boesch, 1993).

> **Im Leben des Menschen schliesst das Haus Zufälligkeiten aus, es vermehrt seine Bedachtheit auf Kontinuität.**
>
> (Bachelard, 1975: 39)

Entscheidende Aspekte des Refugiums sind Sicherheit und Geborgenheit. Bekanntlich vermögen gerade Tor und Mauer als stabile, vertikale Widerstände gegen das Überrollt- und Überanntwerden eine gewisse Geborgenheit zu gewährleisten (Boesch, 1997). Wenn auch nicht an neue Stadttore, so wäre in dichtbesiedelten Bereichen doch an Quartiertore zu denken. Mancherorts bestehen sie ja bereits – zumindest in ideeller Hinsicht –, wenn man die betreffenden Verkehrsregelungen und Verkehrsbeschränkungen als «Tore» gelten lässt. Fussgängerzonen, Spielplätze, Parks sind durch solch ideellen «Tore» umgrenzte Bezirke. In der Langsamverkehrs-Stadt können sie auch für ganze Klein-Quartiere ins Auge gefasst werden (Boesch, 1988). Selbst wenn man sich im allgemeinen gegen das Aussondern und Abschotten wehrt, wird man zugeben müssen, dass mit den genannten Beschränkungen andere, neue Freiräume für

Bewegungen und Begegnungen (zu Fuss oder per Fahrrad), für das Verweilen, die Kommunikation und das Spiel geschaffen werden – und zwar für die Quartierbewohner wie für die Besucher, ganz besonders aber auch für die Bewohner der Nachbarquartiere. Das Quartier kann (zu Fuss und per Fahrrad) auch von ihnen vermehrt und freier genutzt werden, es kann auch von ihnen, den Nachbarn, unbehindert «durchflutet» werden.

Ein weiterer, wichtiger Aspekt für die Vertrautheit und das Sich-Heimisch-Fühlen ist die Kontinuität. Allzu abrupte Änderungen werden als Verletzungen wahrgenommen. Selbst durchaus «modern und fortschrittlich» eingestellte Zeitgenossen (wie die befragten Schriftsteller) wehren sich vehement gegen das unbesonnene, ja oft geradezu besinnungslose Zerstören des gebauten und gewachsenen Umfeldes. Das «Tabula-Rasa-Machen», das Ausradieren ganzer Geäudekomplexe, das lieblose Zerstören von Fassaden, ja nur schon das Umschlagen eines Baumes kann dem Einwohner wie auch dem Besucher das Quartier fremd machen. Wenn dann anstelle der früheren, fein strukturierten Fassaden noch neue, abweisende Grobstrukturen kommen, wenn zudem alte und bewährte soziale Beziehungsgeflechte zerrissen werden, ist die «Entheimatung» komplett (Boesch, 1993).

Der aufmerksame Einwohner, der Fussgänger bevorzugt ganz offensichtlich feinstrukturierte Fassaden. Deshalb flaniert er mit Vorliebe in der Altstadt. Neue Geschäftsquartiere mit ihrer abweisenden, groben Struktur hingegen meidet er, ganz besonders solche Bereiche, die auch in der Anpreisung ihrer Waren oder Dienste abstrakt bleiben, etwa Bankenkomplexe, Versicherungspaläste, Verwaltungsbauten, usw.
Das heisst, dass der Fussgänger nebst dem «menschlichen Mass», das die Feinstruktur beinhaltet, auch sinnliche Eindrücke will. Er will Begegnungen, Auslagen und Anlagen, die seine Gelüste und seine Phantasie anregen, er will Bilder, die ihn nicht «kalt» lassen. Er will Leben und will Projektionen hinaus ins Leben.
Die Einkaufszentren «auf der grünen Wiese» berücksichtigen diesen Sachverhalt und verstecken ihre Grobstrukturen nicht selten hinter Altstadt-Kulissen, sie pulvern die Glas- und Betonhallen mit der Farbigkeit von Markisen und Marktständen auf. Daraus könnte man schliessen, dass das Kleingewerbe der Altstadt die Chance der sozusagen «natürlich» vorhandenen und ansprechenden Feinstruktur seines Umfeldes zur Stützung von Verkauf und Umsatz nutzen würde. Erstaunlicherweise ist das bei weitem nicht überall der Fall. Im Gegenteil: die Chance wird vertan. Oft wird die Feinstruktur der Altstadt – wohl im Bemühen um den sogenannten Zeitgeist – sogar brutal-marktschreierisch mit Westernhelden, Grossstadt-Attrappen und anderem Modekram verstellt.

Ein Refugium soll überblickbar sein. Die weitaus meisten Städte waren ursprünglich relativ klein. Die Einheimischen lernten schon als Kinder ihr Revier, das heisst die Gassen, Häuser, Brunnen und Durchgänge innerhalb des Stadtwalls kennen und wurden somit früh mit Umfeld und Nachbarn vertraut. Die geringe Ausdehnung der Stadt hatte zur Folge, dass man von jedem Punkt aus in wenigen Minuten am Rande der Bebauung, auf dem Stadtwall war. Das sogenannt «freie Land» war also immer auch recht nah; es war einsehbar und lockte. Und damit war auch die Möglichkeit des Tapetenwechsels, des (einigermassen) freien Auslaufs in die Vielfalt des «Draussen», in eine erregende, duftende und befreiende, wenn auch bescheidene «Exotik» gegeben.

Nicht zu vergessen ist, dass Heimischwerden und Vertrautheit auch Mitwirkung und Mitbestimmung im Quartier voraussetzen. Nur aus einem mehr oder weniger direkten und intensiven Engagement, aus der Teilnahme an allgemeinen Aufgaben und gemeinsamen Freuden und Leiden ergibt sich ein Zugehörigkeitsgefühl, erwächst das Bedürfnis nach Identifikation. Nur so wird man heimisch.

Die Allmend, die früher von (fast) allen genutzt werden durfte, auf der vielerorts gerade den Minderbemittelten besondere Nutzungen zugestanden wurden, die aber auch gemeinsam gepflegt wurde, war seinerzeit ein hervorragendes Mittel, das Hineinwachsen in die Gemeinschaft zu fördern. Heutzutage ist in vielen Gemeinschaften die Strasse die einzige verbliebene Allmend, und sogar diese wird mancherorts privatisiert, für den Fussgänger gesperrt oder auch mit Sonderabgaben belegt. Der Bürger wird vom Allgemeinen des öffentlichen Grundes, damit auch aus der Öffentlichkeit verdrängt, er wird also gewissermassen ausgebürgert, zum Fremden gemacht.

Entfremdung, Gleichgültigkeit gegen Mitmenschen, Natur- und Sachwerte, und damit der Vandalismus können zumindest teilweise mit dieser «Ausbürgerung» und «Ausgrenzung» erklärt werden. Der Verrat an der Allmend rächt sich und wird sich weiter rächen. Gerade deshalb muss Gegensteuer gegeben werden. Der Anwohner, der Einwohner ist wieder vermehrt in die Pflege seines Umfeldes mit einzubeziehen. Schon das Giessen eines Geraniums auf dem Brunnenstock kann einbinden – und auch befriedigen!

Die Mitwirkung und das Heimischwerden sind die besten Mittel gegen Vereinsamung und Überdruss. Im Zeitalter der Vereinzelung, des Einpersonen-Haushalts ist die Beachtung dieser Zusammenhänge von ausserordentlicher Bedeutung.

5. Die allmähliche Ausweitung der Welt

Man hat vergessen, dass nicht das Rad sondern der Fuss das menschliche Mass ist. Nur das Gehen zu Fuss vermag uns mit dem Umfeld vertraut zu machen. Der Fuss und die langsame Bewegung integrieren; das Rad und die schnelle Bewegung hingegen desintegrieren, sie trennen und isolieren. Darauf wies schon Seume hin – vor rund zweihundert Jahren (SEUME, 1806).

Die langsame Erschliessung der Welt, die immer auch ein Aufschliessen und ein Begreifen ist, ist für das Kind von grösster Wichtigkeit. Diese Erschliessung findet, «ausgehend vom Kern», ähnlich einer sich ringförmig ausweitenden Wellenbewegung statt. Das Kind schlägt wie ein kleiner Baum seine Wurzeln, und diese Wurzeln dehnen sich aus, ebenso wie über ihnen die Krone der Persönlichkeit sich weitet.

Die Kindheit ist gewiss grösser als die Wirklichkeit.

(BACHELARD, 1975:48)

Die Interviews mit Schriftstellern, die im Zusammenhang mit der Nationalfondsstudie «Stadt als Heimat» gemacht wurden, zeigen überraschend klar, dass dieses allmähliche Hineinwachsen ins Umfeld für die Entwicklung des einzelnen Menschen von enormer Bedeutung ist. Mit den ersten intimen und intensiven Welterfahrungen wird ein Schatz von Bildern und Eindrücken geäufnet, von dem ein Leben lang gezehrt werden kann (BOESCH, 1993). Hingegen werden dort, wo die Identifikation mit dem Umfeld nicht stattfinden konnte oder nicht gelang, lebenslang Mangelerscheinungen registriert.

Deshalb zum Beispiel ist die Ausgestaltung des Fussweges zur Schule von eminenter Wichtigkeit. Ästhetik ist dabei von untergeordneter Bedeutung, Leben ist alles! Hier werden täglich Entdeckungen gemacht. Hier ist neben der meist intellektuell-abstrakten Welt des Schulbetriebs ein «Lehr-Gang» durch das Anschaulich-Greifbare, das Konkrete, das organisch Gewachsene möglich. Entsprechende Untersuchungen in Stäfa ZH zeigten, dass die Erlebnisqualität von entscheidendem Einfluss auf die Wahl des jeweiligen Weges zur Schule, resp. seiner Varianten ist (BOESCH & OSWALD, 1981). Einer alten, Kirschen schenkenden Frau im Garten oder jungen Katzen zuliebe werden zum Beispiel bedeutende Umwege in Kauf genommen. Beides können wichtige, über ein ganzes Leben hin unvergessliche, also prägende Erfahrungen sein.

Der Spielplatz des Kleinkindes soll nur wenige Schritte von der Haustüre und damit vom Schlupf zur Mut-

ter entfernt angeordnet werden. Zudem soll diese Haustüre stets im Sichtfeld des Kindes bleiben, wie auch das Kind in Rufweite und Sichtweite der Mutter bleiben soll. Für Kinder im Vorschulalter sollen die Spielplätze im Idealfall nicht mehr als etwa dreissig Meter, für solche der untersten Primarklassen nicht weiter als fünfzig bis hundert Meter, für die oberen Primarklassen hundert (bis dreihundert) Meter von der Wohnung entfernt sein. Für Sekundarschüler spielt die Distanz kaum mehr eine Rolle.

Auch hier, im Spiel, zeigt sich das allmähliche und ringförmige Ausweiten der Welt. Die Entdeckungen finden in konzentrischen Kreisen um eine Mitte statt, analog der späteren Entdeckung der «grossen, erwachsenen Welt» um das Quartierzentrum, Dorfzentrum, Stadtzentrum. Immer ist diese Mitte Orientierungspunkt und Halt, sie ist nicht nur Ausgangspunkt, sie ist auch der Ort der Rückkehr, der Einkehr. Sie ist Refugium und Heimat. Ein Refugium, das der zunehmend nomadisierende Mensch des nächsten Jahrtausends ebenso brauchen wird, wie seine Vorfahren es brauchten.

Diese Mitte – ein Zentrum der Ruhe in wachsender Unruhe – gilt es zu erhalten, oder dort, wo sie verloren ging, zurückzugewinnen.

6. Zusammenfassung

Betreffs der Erhaltung oder Rückgewinnung wohnlicher Quartiere sollten nach den gemachten Ausführungen folgende Forderungen und Anregungen beachtet werden:

Das Quartier und sein Zentrum sollen Halt bieten. Jedes Quartier, auch das Kleinquartier, soll ein – seiner Bedeutung angemessenes – Zentrum aufweisen. Dieses Zentrum soll keinesfalls monströs sein; hingegen soll es den Bedürfnissen der Überschaubarkeit und des Sich-Ausrichtens im Quartier genügen; ebenso soll es der Abdeckung des täglichen (und wöchentlichen) Konsums, der Begegnung, der Bildung und Unterhaltung dienen.

Der wissenschaftliche Arbeiter hat eine Objektivitätsdisziplin, die alle Träumereien der Einbildungskraft stillegt.

(Bachelard, 1975)

Das Zentrum soll für alle Quartierbewohner – besonders auch für Kinder, Alte und Behinderte – leicht, bequem und sicher zu Fuss erreichbar sein. Entsprechend der Bedeutung der Fussgänger-Einzugsbereiche ist seine Grösse und Ausstattung zu bestimmen; dabei ist der fussgängergerechten, menschengerechten Gestaltung stets die grösste Aufmerksamkeit zu schenken.

Es ist darauf zu achten, dass bei der Zentrenbildung möglichst die bereits bestehende Ansätze (oder die alten Dorf- und Quartierzentren) beigezogen werden, denn traditionelle Ausrichtungen erleichtern die Identifikation. Ebenso sollen neue Fusswegverbindungen sorgfältig, also «sanft» in die bereits vorhandenen Netze eingepasst werden.

Die Mitbeteiligung und das Mitwirken der Bevölkerung sind zu fördern, denn sie erleichtern die Identifikation mit dem Quartier. Geeignete Identifikationsmöglichkeiten sind eine entscheidende Forderung an das Refugium.

Diesen Mitbeteiligungen sollen weder überspitzt ästhetische noch bürokratische Ansprüche bremsend entgegenwirken. Allen baulichen, gärtnerischen und sicherheitstechnischen Elementen, die eine Identifikation mit dem Quartier und seinen Eigenheiten fördern, ist grösste Aufmerksamkeit zu schenken. Zu diesen Fördermassnahmen gehören die Feinstruktur der Bauten, die Vermeidung von sturen Rastern, ermüdenden Geraden und monotonen Flächen, die berührungsfreundliche und kontaktfördernde Gestaltung von Aufenthalts- und Spielorten, die Pflege von traditionellen und kulturellen Gegebenheiten, usw. Zu beachten ist immer, dass die Identifikation mit dem Umfeld die Gefahr der Entfremdung verringert und somit auch Haltlosigkeit, Terror und Vandalismus zurückbindet.

Schliesslich wäre die Frage zu stellen, ob auf Ebene Stadtforschung nicht geprüft werden müsste, wie die hier angetönten Aspekte der Wohnlichkeit (resp. der Entfremdung) weiter zu diskutieren wären. Wäre eine Erfassung der umweltpsychologischen, kultur-anthropologischen und psychosozialen Aspekte möglich? Und, falls ja, wie könnten deren Ergebnisse sinnvoll und ergänzend, wenn möglich auch wertend in die rein zahlenträchtig-statistischen Untersuchungen der Verkehrsfachleute, Stadtplaner und Geographen miteinbezogen werden? – Besser gesagt: *Müssten* sie vielleicht sogar miteinbezogen werden?

Vermutlich schon.

Literaturverzeichnis

BACHELARD, G., 1975: Poetik des Raumes. Frankfurt/M 1975.

BACON, E.E., 1968: Stadtplanung von Athen bis Brasilia. Zürich.

BOESCH, H., im Druck: Sturmbock oder Wall. Der Ingenieur zwischen Mensch und Mobilität. ETH/IVT-Tagung 17.1.1997. ETH Zürich, Verlag der Fachvereine Zürich, Tagungsband.

BOESCH, H., 1980: Das Quartier, oder: Die Suche nach dem verlorenen Paradies. In: «archithese» 3/1980.

BOESCH, H., 1993: Die Langsamverkehrs-Stadt. Bedeutung, Attraktion und Akzeptanz der Fussgängeranlagen. Eine Systemanalyse. Nationales Forschungsprogramm NFP 25. Zürich.

BOESCH, H., 1993: Stadt als Heimat. Anhang A: Gespräche mit Schriftstellern 1991/92. Nationales Forschungsprogramm NFP 25 Stadt und Verkehr. (ETH/ORL-Bericht 88/1993.) Verlag der Fachvereine, Zürich.

BOESCH, H., 1995: Erlebnis Zufussgehen. Der Reiz und die Zumutbarkeit von Fusswegen. In: Fussgängerfreundliche Verkehrs- und Stadtplanung. Experten-Hearing 15. November 1994 in Stuttgart. Verkehrsministerium Baden-Württemberg, Tagungsband. Stuttgart.

BOESCH, H., im Druck: Stadt – Chaos – Heimat. Interdisziplinäre Ringvorlesung Universität/ETH Zürich 1996. ETH Zürich, Verlag der Fachvereine, Zürich.

BOESCH, H., OSWALD, R., 1981: Schulwegsicherung und Schulwegplanung – am Beispiel einer Gemeinde. Bericht für die Schulpflege Stäfa. ARF Arbeitsgemeinschaft Recht für Fussgänger, Zürich.

BOESCH, H., OTT, R., VOELLMY, L. ET AL., 1982: Fusswege im Siedlungsbereich. Richtlinien für bessere Fussgängeranlagen. ARF, Arbeitsgemeinschaft Recht für Fussgänger. Zürich.

CAROL, H. & WERNER, M., 1949: Städte wie wir sie wünschen. Zürich.

ELIADE, M., 1990: Das Heilige und das Profane. Frankfurt/M.

ELIADE, M., 1994: Kosmos und Geschichte. Frankfurt/M.

MOHOLY-NAGY, S., 1970: Die Stadt als Schicksal. München.

MÖNNINGER, M., 1993: Chaos in der Stadt. In: BREUER, R. (Hrsg.): Der Flügelschlag des Schmetterlings – ein neues Weltbild durch die Chaosforschung. Stuttgart.

RENGGLI, F., 1976: Angst und Geborgenheit. Reinbek bei Hamburg.

SEUME, J.G., 1806: Mein Sommer. In «Werke» in 2 Bd. Hrsg. von A. und K.-H. Klingenberg. Berlin, 1983.

Adresse des Autors:

Hans Boesch, Eichstrasse 10a, CH-8712 Stäfa

ISBN 3-9520124-3-2